

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

❖ Abschied. ❖

Durch Bäume weht der Frühlingswind
Die Sonne lacht, der Himmel blaut;
Grüß Gott und lebe wohl mein Kind,
Der ich gar tief ins Herz geschaut.

Wie stillen Gram ich mit Dir litt,
Viel tiefer, als Du denken magst!
Und freust Du Dich, ich freu mich mit,
So wie ich klage, wenn Du klagst.

Bald scheiden wir, und voll und ganz
Mein Segen ruht auf Deinem Haupt,
Wie es der wohlverdiente Kranz
Mit grünem Lorbeer jezt umlaubt.

Und wenn der Tag des Scheidens bricht
Ob ungern auch und zögernd an,
Uns wohl ein hold Vergißmeinnicht
Zur Wechselgabe werden faun.

Magnus Neumann.

Ein Sommertraum.

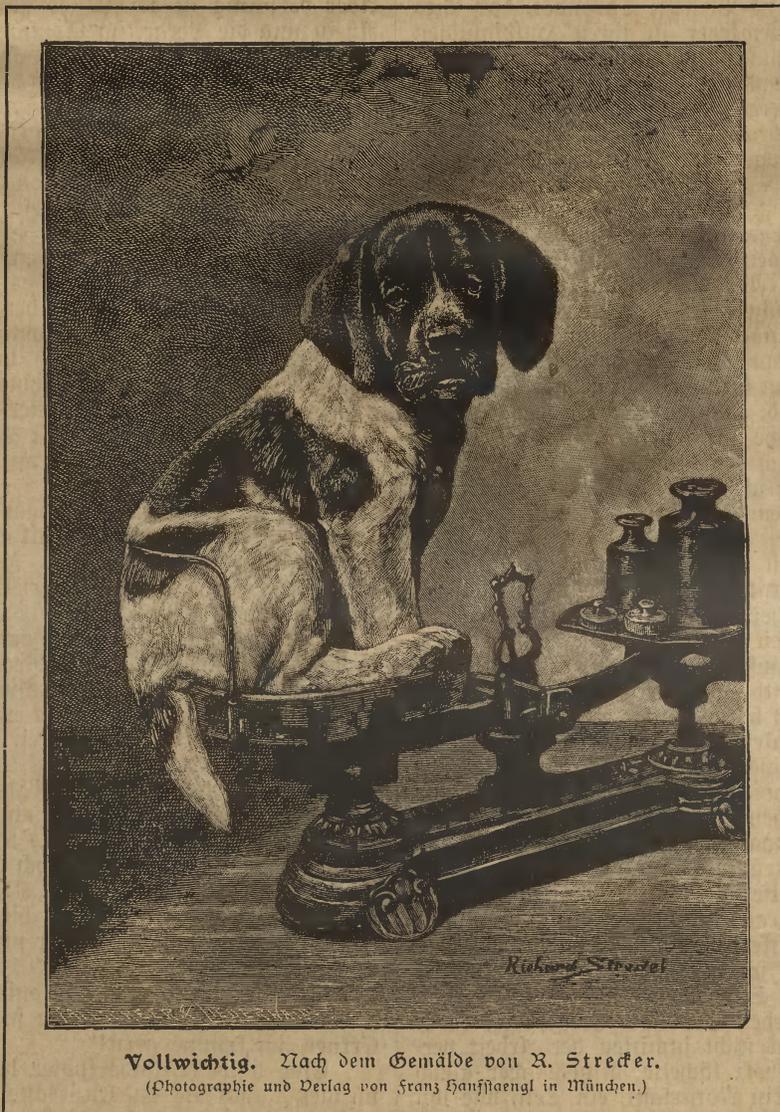
Badenovelle von R. Litten.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ob sie glücklich sei, hatte der Mann mit dem ergrauten Haar und den tiefliegenden geistvollen Augen nie gefragt, und wäre es geschehen, sie hätte ihm die Antwort darauf schuldig bleiben müssen. Sie hätte ihm doch nicht beichten können, daß an manchem Frühlingsabend, wenn der Mond am Himmel stand, der Flieder so berauschend duftete und die Nachtigall jubelte und schluchzte, das Herz in ihrer jungen Brust wie ein Vogel im Käfig flatterte, daß es pochte und bebte in süßem, heimlichen Sehnen. Und daß sie dann unbewußt die Arme geöffnet und wirre, heimliche Worte gestammelt hatte. Wenn sie gegolten? Nichts Bestimmten, nichts Greifbarem! Baron Gerhard von Elsholz konnte ruhig an seinem Schreibtisch über seine Bücher gelehnt sitzen, sein junges Weib verriet ihm nicht einmal in Gedanken. Aber sie war eben ein junges Weib, dessen Seele noch des Erweckers harpte.

Die Träumerin in der Säugematte bewegte sich und schaute mit feuchtschimmernden Augen gen Himmel, der unter dem Scheidefuß der Sonne in roter Blut erstrahlte.

„Noch immer harrt,“ sagte sie leise, fast klang es wie tiefes Seufzen... Vor zwei Jahren



Vollwichtig. Nach dem Gemälde von R. Strackel.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

war ihr Gatte gestorben, seinem Leiden, das ihm seine letzten Lebensjahre zu qualvollen gestaltet, erlegen, und seine Witwe hatte ihn betrauert. Nicht mit der Verzweiflung der grausam beraubten Gattin, sondern mit dem Schmerz des dankbaren Kindes, für das der Tote der beste und gütigste aller Menschen gewesen. Weit über ein Jahr hatte sie im Witwenschleier seinem Andenken im verödeten Schlosse der Elsholze gelebt, da war ihr Herz, das sie nun für immer schlummernd gewöhnt, jäh erwacht. An einem Apriltage war es; der Frühlingssturm rüttelte an den Fenstern und sang ein revolutionäres Lied vom Niedergang der Alten und dem Rechte der Jungen, und die ersten Veilchen dufteten ihr aus schlankem Glase entgegen, das auf einem Tische inmitten eines Stößes von Büchern und Zeitschriften stand, welchen ihr die Post soeben gebracht. Gleichgiltig hatte sie darin geblättert, da hatte plötzlich ein Bild ihre Aufmerksamkeit gefesselt. Ein schlichtes, anspruchsloses Bildchen nur. Ein junges Weib, das in seinem Anlitze die leise Spur des Welkens trägt, sitzt im geöffneten tiefen Bogenfenster, die Hände müde im Schoß und schaut mit großen sehnsüchtigen Augen in die dämmernde Ferne. Darunter standen die Worte: „So sitz ich nun seit langen Jahren und wart' auf Glück.“ Das hatte die junge Witwe ge-

paßt. Aufgesprungen war sie, zum langen Pfeiler Spiegel, der ihr gegenüber hing, geeilt und hatte mit angstvollem Forchten das Bild betrachtet, welches das blanke Kristall zurückwarf. Nein, nein, noch war das Antlitz jung und frisch, die Stirn glatt und klar, die Augen strahlend, kein feines Fältchen hatte sich wie ein Schlanglein im Mundwinkel eingemistet und züchte leise vom Herbst und vom Verblühen. Und doch — und doch! 28 Jahre war sie nun alt, und die Zeit nicht mehr fern, wo es an ihr war, müde zu klagen: „So sitz ich nun seit langen Jahren und wart' auf Glück!“ Aber wer wird denn auch auf Glück warten? Suchen muß man es, ihm entgegengehen, es festhalten am flatternden Gewande. Wie Fieber rüttelte es das junge Weib. Warum zögerte sie noch? Derjenige, dem sie nicht Liebe, wenigstens nicht die Liebe des Weibes zum Manne, der ihr der einzige dünkt, hatte geben können, dem sie aber willig Treue gehalten, schlummerte den ewigen Schlaf; seinetwegen brauchte sie nicht mehr die Hand aufs Herz zu drücken, wenn es sein Recht begehrte. Und es begehrte es. Nicht heimlich, bittend und zögernd wie sonst wohl, nein, stürmisch, gebieterisch, heiß verlangend. Es war ein so zärtliches, so warmes und weiches Herz, und es hatte noch nie in echter Weibesliebe einem anderen entgegen geschlagen dürfen. So übergab dem Baronin Elsholz Schloß und Regenschäften treuen, altbewährten Händen und zog aus, ihr Glück zu suchen.

Zu Berlin hatte sie des öfteren an der Seite des Gatten schöne, unvergeßliche Tage verlebt, Verwandte des Verewigten waren dort in angesehenen Stellungen; den Ort wählte sie zu ihrem ständigen Aufenthalt. Sie hatte es nicht zu bereuen. Der Wechsel bot ihr, die sich in ländlicher Abgeschlossenheit eine fast kindlich frische Gemüthsfrische bewahrt hatte, eine Fülle des neuen und interessanteren, man öffnete ihr bereitwillig die besten Kreise der Stadt, hochgestellte Kavaliere betrachteten es als eine Auszeichnung, zu ihren Empfangstagen zugelassen zu werden. So lebte sie denn schon Jahr und Tag in der Residenz, äußerlich glänzend, voll befriedigt, innerlich aber arm und noch immer mit dem alten unbefriedigten Sehnen im Herzen. Die bösen Erfahrungen ihrer Wädchenszeit machten sich nun geltend. Bei jeder Werbung um ihre Hand — und es waren deren unzählige — erwachten sie und raunten ihr spöttisch mit hämischem Lächeln zu: „Nicht Dich begehrt man. — Nur Dein Geld — Dein Geld!“ — Und sie wollte doch um ihrer selbst willen geliebt sein. Ein mal, ein einziges mal nur!

So kam es denn, daß man sie Prinzess Turandot, das Bild ohne Gnade nannte, und die Bewerber in ihren Suldigungen immer vorsichtiger, immer diplomatischer wurden. Man wußte, die belagerte Feste war gut verwahrt, es galt nun, eine Bresche zu finden. Nur einer ihrer näheren Bekannten, Rittmeister von Brammer schloß sich diesem Bemühen nicht an. Er begegnete ihr respektvoll, mit kühler Reserve sogar, und doch wollte es ihren scharfen Frauenaugen scheinen, als ob sich dahinter ein Herz verberge, das ihr heiß entgegen schlug. Er war eine ritterliche Erscheinung, von dessen Wesen ein geheimnisvoller Zug zu dem ihren ging, vielleicht, daß gerade er den Schlüssel zu ihrem Herzen in seinen nervigen Händen hielt. Vielleicht? Das Grübeln über diese Frage, die leise Verstimmung über die Zurückhaltung des Mannes, verbunden mit dem Strudel von Vergnügungen, in dem sie Ablenkung von qualvollen Gedanken suchte, hatte sie bleich und nervös gemacht. Der Arzt hatte im Grunde recht gehabt, daß er sie nicht in ein glänzendes Modestad, sondern nach diesem ruhigen Erdenstuck gesandt. Ihr hatte Ruhe not gethan, und die Wohlthat derselben verspürte sie, trotz manches gelegentlichen Stoßseufzers, den ihr die Einförmigkeit dieser letzten beiden Wochen, die freilich einen gewaltigen Kontrast zu ihrem Leben in Berlin bildete, täglich mehr.

Daß sie hier in eine, für ihren Stand und ihre Gewohnheiten so wenig passende Umgebung geraten, war übrigens ihre eigene Schuld. Sie hatte die Reise hierher allein zurückgelegt — die älteste Verwandte ihres verstorbenen Gatten, welche bei ihr lebte, hatte so dringend den Wunsch geäußert, den Sommer auf Schloß Elsholz, im Verein mit einer in Ostpreußen verheirateten Schwester zu verleben, daß sie ihr gewillfahrt hatte — war reisemüde und abgespant angelangt und darum gleichgiltig dem Hotelbediensteten gefolgt, der sich zuerst ihres Reisetaschens bemächtigt hatte. Sehr bald hatte sie dann natürlich herausgefunden, daß sie im Kurhause oder in einem der anderen stattlichen Hotels ein passenderes Unterkommen gefunden hätte, aber es war ja schließlich gleichgiltig, wo sie ein paar Sommerwochen verträumte und so blieb sie. Aber sie hatte sich, einem reichen Impulse folgend, als Gertrud Werner, Lehrerin, ins Fremdenbuch eingetragen und ihre düftigsten Hohen in das Dunkel des Kleiderschranks verbannt. Was wohl das Schwesterpaar mit dem Wagen sagen würde, wenn sie morgen zur Mittagstafel in ihrem weißen Spitzenkleide mit dem rosa Seidenfutter darunter erscheinen würde? Und der Messerheld, ob er bei solchem überraschenden Anblick nicht inmitten der Arbeit verunglücken würde? Baronin Elsholz lächelte, öffnete aber gleich darauf verwundert die Augen. Ein Naturlaut, ein Ton, wie ihn

wohl ein entzücktes Kind beim Anblick des brennenden Weihnachtsbaumes ausstößt, hatte ihr Ohr getroffen. Ihr Blick fiel auf einen großen jungen Menschen, der wenige Schritte von ihr entfernt an einem Baum lehnte und sich nun errötend und linksich verbeugte, als sie sich halb aufrichtete und ihn fragend ansah. „Verzeihen Sie, Fräulein,“ sagte er treuherzig, aber ein wenig stockend, „Sie sind so schön und das Abendrot flimmerte so auf Ihrem Haar, es sah wie Gold aus, ich habe so etwa schönes nie im Leben gesehen.“

Gertrud hätte kein Weib sein müssen, wenn sie nun dem Sprechenden nicht freundlich zugelächelt hätte. „Wo kommen Sie denn so plötzlich her?“ fragte sie. „Wohnen Sie auch hier im Hause?“

Er kam näher, noch immer den entzückten Blick fest auf ihr Gesicht geheftet.

„Das nit,“ sagte er in seinem rheinischen Dialekt. „Ich bin mit einer Gesellschaft — alles Kollegen und Kolleginnen, müssen die Fräulein wissen — aus unserm Dorf da drüben. unweit Bonn gekommen. Wir haben ja jetzt Ferien, da machen wir öfter solche Ausflüge.“

Die Baronin lächelte noch immer. „Also Lehrer sind Sie, da sind wir ja Kollegen.“

Er glaubte nicht gehört zu haben.

„Was g'fällig?“ fragte er.

Sie wiederholte ihre Worte, und er streifte mit großen verwunderten Augen ihre Erscheinung, von dem goldschimmernden Gele, das sich über der Stirn zu beiden Seiten ihres schönen Gesichtes hauchte, bis zu dem schwarzen durchbrochenen Seidenstrumpf im weißen Lederschu, den der Saum des hellen Batistkleides ein wenig frei gab.

„Eine Kollegin sind die Fräulein,“ sagte er langsam, „das hätt' ich doch garnit geglaubt. Die Lehrerinnen, die ich kenne, sind ganz anders, lange nit so hübsch und so — so vornehm.“

Gertrud lachte. „Dafür bin ich auch aus dem großen Berlin, Herr Kollege.“

Er nickte ernsthaft. „Das mag wohl sein, Fräulein. Bei uns in den Dörfern ist das Gehalt nur klein, das reicht nur gerade zum nötigsten.“

„Da sehn Sie sich wohl manchmal hinaus?“ meinte sie.

„Gewiß,“ bestätigte er treuherzig. „Und die Zeit kommt schon, wo man eine städtische Anstellung erhält und das Gehalt steigt. Aber vorläufig ist es auch so garnit schlecht. Wir haben unsern Rhein und die Berge, im Sommer die Kirnes und im Herbst die Weinlese, und dann ist doch auch die Musik.“

Er betonte die erste Silbe des Wortes.

„Welches Instrument spielen Sie, Herr —“

Er verbeugte sich wieder linksich. „Joseph Erkner heiß ich, und wenn die Fräulein so gut sein möchten, wie ist Ihr Name?“

„Gertrud Werner, Herr Kollege.“

„Ach, Trautchen, das ist ein hübscher Name,“ sagte er anerkennend und fuhr dann fort: „Die Orgel spiel ich, Fräulein, und das Klavier.“ Seine dunklen Augen blitzten. „Ich hab' die Musik so arg gern, Fräulein, ich könnt' es gut leiden, wenn ich den ganzen Tag nur spielen dürfte. Aber der Vater ist auch Lehrer und außer mir sind noch acht jüngere Geschwister, da darf man an so was gar nicht denken und muß froh sein, wenn man zeitig zu seinem Stündchen Brot kommt. Aber manchmal kommen einem doch so —“

Der helle Ruf von Männerstimmen unterbrach ihn.

„Kollege Erkner, wo bleibst Du? — Das Abendessen ist da, der Mrbleichart ist famos! — Prost, Bruder Joseph, die Trina will mit Dir anstoßen!“

Gertrud sah lächelnd zu ihm auf. Er wurde purpurrot.

„Die Fräulein Trina ist mit mir an derselben Schule,“ erklärte er, „ein recht artiges Mädchen. Ja, nun muß ich eben gehen,“ fuhr er zögernd fort, „und muß der Fräulein Trautchen wohl gleich Adieu sagen.“

Sie legte ihr weißes Händchen mit den rosigen spitzen Nägeln in die große sonnenverbrannte Rechte, die er ihr bot, und beobachtete mit heimlichem Vergnügen, wie sein Blick mit fast andächtiger Bewunderung darauf ruhte. Als er die Augen endlich erhob, gab er ihre Finger doch noch nicht frei, sondern umschloß sie mit festem Druck.

„Fräulein,“ sagte er bittend, während ihm die helle Röte in sein hageres dunkles Gesicht stieg, „ich hab' eine große Bitt'. Ich kann Ihnen noch nit Adieu sagen, es thut mir hier im Herzen etwas so arg weh dabei, kommen Sie doch später, nach dem Speisen, zu uns in den Saal. Ich hab' da ein Klavier bemerkt, da musizieren wir noch ein Stündchen oder zwei, bis wir heimreisen. Ich bitt' schon recht schön, Fräulein,“ schloß er und sah sie erwartungsvoll an, „es sind ja alles Kollegen.“

Es war merkwürdig, Baronin von Elsholz wollte verneinend den Kopf schütteln, statt dessen sagte sie freundlich: „Gewiß, Herr Erkner, ich komme gern!“

Eine halbe Stunde später befand sie sich in dem Saal, wo übrigens auch die andern Gäste des Hotels fast vollzählig ver-

sammelt waren, und lauschte den Tönen, die vom Klavier aus den großen Raum mit Wohlklang erfüllten. Joseph Erkner saß daran, seine Hände glitten wie beseeelt über die Tasten, seine Augen, die keinem Notenblatt zu folgen hatten, blickten, jede Muskel des hageren bartlosen Gesichtes zuckte, der Oberkörper bewegte sich rhythmisch auf und nieder. Es war in dem schönen Spiel des jungen Mannes, in der Erscheinung, die er jetzt bot, etwas so Impulsives, etwas so Temperamentvolles und mit sich fortreisendes, daß selbst ein stumpferer Beobachter wie Baronin Elsholz mit ihrem feinen Kunstverständnis gemerkt hätte, hier kam eines Künstlers Seele zum Ausdruck. Gertrud hatte wie gebannt gelauscht und sagte nun, als Erkner aufgesprungen war, und sie fragend, mit glühendem Gesicht anschaute: „Vielen, vielen Dank, Herr Erkner, das war vorzüglich. Schade, daß Sie nicht uneingeschränkt ihrem schönen Talente leben können.“

Er war wieder ganz der edige unbeholfene Mensch von vorhin.

„Ja, das geht doch nit an,“ sagte er einfach. „Sie wissen, Fräulein, die acht Geschwister haben auch ihr Wörtchen mitzureden. Doch Gott und dem heiligen Joseph — das ist nämlich mein Schutzpatron, müssen die Fräulein wissen — danke ich täglich für diese Himmelsgabe. Wenn mir manchmal nit gut ums Herz ist, wenn ich hinaus möchte in die große Welt und so dergleichen, wie

Der junge Mensch, der den ganzen Abend keinen Blick von ihrem Gesichte gelassen, lachte, daß die festen weißen Zähne zwischen seinen hübsch geformten Lippen, die übrigens die einzige Schönheit seines sonnenverbrannten Gesichtes bildeten, aufblitzten.

„Aber sicher, Fräulein, da hab' ich ja erst recht meinen Spaß daran.“

Damit saß er schon wieder am Klavier und begann mit einer überraschend wohlklingenden, umfangreichen Baritonstimme das Trompeterlied von Meßler.

Wie oft schon hatte die Baronin Elsholz dieses Lied gehört, doch nie hatte es ihr Herz so bewegt wie jetzt, wo das dunkle Augenpaar des Sängers in so unverhohlener, fast anbetender Bewunderung das ihrige suchte. Die Töne schlangen sich wie Zaubersäden um sie und umstrickten ihr Herz und Sinn mit einem magischen Netz von unklaren, süßen Träumereien. Als sie verklungen und die junge Frau nur zögernd den Blick hob, begegnete sie noch einem Augenpaar, das fest an ihrem Antlitze hing, wenn auch mit anderem Ausdruck, als das Joseph Erkners.

Das nahm ihr den Vornamen von ihrer Seele, sie erhob sich rasch. Die artige kleine Trina sollte nicht länger eifersüchtig sein, ihr fahnenflüchtiger Freund sollte ihr gleich wieder gegeben werden. Da stand er schon wieder vor ihr.



Graf Tolstoi am Pfluge. Von J. Repin.

es einem jungen Menschen so ab und zu durch den Kopf fährt, an der Orgel oder an meinem Klavier wird es gleich besser. Ich habe nämlich selbst ein Instrument,“ fuhr er mit vertraulicher Wichtigkeit fort, „ich hab's vom Herrn Propst für billiges Geld gekauft; Hochwürden hat so arg die Gicht in den Händen, da kann er es doch nit mehr benutzen. Das war aber eine Stund', Fräulein, als es dann endlich in meiner Stube stand und ich nun zum erstenmale auf meinem eigenen Klavier spielen durfte. Ich schäm' mich garnit, es nachzusagen: die hellen Thränen sind mir dabei nur immer so auf die Tasten gefallen.“

Er schwieg. Fräulein Trina, eine hübsche Blondine, saß am Klavier und sang mit heller Vorchensstimme ein munteres Volkslied. Ihr folgte ein Herr, dieses mal einer der Hotelgäste, und so wechselten Musik und Gesang in ununterbrochener Folge. Es war nicht eins unter diesen Kindern des Rheinlandes, das nicht sangesfroh war und mehr oder minder gut die Tasten zu regieren wußte.

„Singen Sie auch, Herr Erkner?“ fragte Gertrud aus einem Gespräch heraus, das sie mit dem Kantor, einem älteren, munterblickenden Mann, der mit gefülltem Rheinweinglase vor ihr stand, führte.

„Fräulein, wollen Sie uns nicht auch ein Liedchen singen? Sicher können Sie es doch?“

Er sah sie so bittend an und die Baronin Elsholz, deren schöne wohlgeschulte Singstimme zum Verdruß ihrer Verehrer nur selten in den Berliner Salons ertönte, folgte ihm willig ans Klavier.

Das Schubert-Album war vorhanden, Erkner übernahm die Klavierbegleitung, sie sang: „Der Wanderer“.

Schon nach den ersten Tönen war Totenstille im Saal, und als sie dann mit der bangen Klage schloß: „Wo Du nicht bist, da ist das Glück,“ vergingen erst Minuten, ehe man sie Beifall klatschend umringte. Sie blieb noch ein Viertelstündchen, und während die Gesellschaft, die immer lustiger wurde, den Pappenheimer, einen in der Gegend sehr beliebten Mundgesang, ertönen ließ, sich Männlein und Weiblein — man hatte bunte Reihe gemacht, mit zwei Fingern an der Stirn, die Rechte hielt das gefüllte Weinglas — vor einander verbeugte und dazu sang: „General Pappenheimer, er soll leben! General Pappenheimer, lebe hoch!“ verließ sie leise den Saal.

Robert Erkner hatte ihr Fortgehen trotzdem bemerkt und folgte ihr nun wie selbstverständlich durch den Vorflur bis zur Treppe, die hinauf zu ihrem Zimmer führte. Dort blieb er stehen. [Dort, folgt.]

Auf Umwegen.

Novellette von H. Waldemar.

(Nachdruck verboten.)

Natürlich wußte er von vornherein, daß seine Liebe hoffnungslos war. Unmöglich konnte er sie zum Weibe begehren, die so hoch über ihm stand. Und er selbst war nichts wie ein Maler, angewiesen auf die Erträgnisse seines Talentes.

Greifbar deutlich stand der Augenblick vor seiner Seele, da sie mit ihrer Mutter sein Atelier betrat, dessen Ausstattung ihm nie so ärmlich erschienen, als da ihre Augen darauf ruhten. Die Mutter, hochmütig und herablassend, ging mit der Vorgnette in der Hand umher, alles, auch das geringste, mit kritischen Blicken musternd.

Unterdessen sagte „sie“: „Ich freue mich, daß Sie Zeit haben, mich zu malen, Herr Halpert. Wir verdanken Ihre Adresse Herrn Horst, der Sie sehr warm empfahl.“

Der Maler murmelte einige unverständliche Worte und begann nach einigen Präliminarien die erste Sitzung. Freilich kam er dabei nicht recht vorwärts, denn des Mädchens liebliches Gesicht, der vertiefte Ausdruck ihrer wunderbaren Augen, ihre sanfte Stimme hatten ihm das Herz geraubt. Zum ersten Male wohl, seit er seinen Beruf ausübte, fühlte er Unsicherheit in seiner Hand, merkte er, daß sein scharfer Blick versagte.

Dieser ersten Sitzung folgten viele andere, einander gleich und doch so verschieden, denn mit jedem Male, da sie ihm gegenüber saß und munter plauderte, nahm seine heiße Liebe zu dem herrlichen Geschöpfe zu. Er hätte mögen der Zeit Meigewichte anhängen, denn das Bewußtsein, daß er „sie“ verlieren würde, wenn das Bild fertig war, machte ihn elend, der Gedanke, daß sie dann wieder aus seinem Leben scheiden würde, ließ ihn verzagen. Er kämpfte nicht gegen seine Liebe, obwohl sie aussichtslos war, denn es wäre vergeblich gewesen. In ihrer Gegenwart that er sich Gewalt an, kein Zittern seiner Stimme, kein Blick verriet ihr, wie es in ihm aussah, er wollte ihr das Zutrauen, die unbefangene Geiterkeit nicht rauben. Nie ahnte sie, daß er mehr für sie fühlte als nur höfliches Interesse, daß sein Herz nach ihrer Liebe, nach ihrem Besitze schrie.

Bei ihrem Bilde konzentrierte er alles, was er empfand, und es dünkte ihn Sonne, ihre schönen Züge wiederzugeben.

Die Tage reichten sich zu Wochen, und Halpert konnte sich das Zeugnis ausstellen, daß dies Porträt das Beste war, was er bisher gemalt. Er verbrachte Stunden damit, in der Zwischenzeit das Bild mit jenen individuellen Strichen zu versehen, die uns ein solches Kunstwerk erst vertraut machen. Er dachte nicht daran, daß ihm dies Bild Ruhm, Ehre, Gold einbringen würde, er hatte nur den einen Gedanken: Ihre Züge zu vereinen.

Eines Tages besuchte ihn sein Freund Horst. Sie hatten zusammen die Schulbank gedrückt und waren zu gleicher Zeit ins Leben hinausgeflattert, nur mit dem Unterschied, daß Horst einen reichen Vater besaß, während er von vornherein um jeden Bißchen Brot kämpfen und sich Schritt für Schritt emporringen mußte.

„Du siehst übel aus, alter Junge,“ sagte Horst, „krank gewesen?“

„Nein, danke, mir fehlt nichts.“

„Gut! Deine Wangen sind eingefallen — Du arbeitest zu viel.“

„Ja,“ erwiderte Halpert bitter, „es war — zu viel!“

„Armer Kerl! Komm mit mir nach Hause ein paar Tage. Viel Besuch dort, Jagd, Tennis, hübsche Mädchen —“

„Es thut mir leid, Horst, habe keine Zeit. Lauter Bestellungen. Du weißt wohl nicht, daß ich Baronesse Alida von Mehring male? Das Bild soll im Laufe der nächsten Woche fertig werden.“

Er brachte es über sich, von ihr zu reden, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Sapristi, ist's möglich? Ich erinnere mich, daß ich ihr und ihrer Mutter einmal erzählte, wie geschickt Du feiest, mußte aber nicht, daß sie meinem Räte folgten. Das Bild wird Dich berühmt machen, mein Junge, mit einem Schlage wird man sich um Dich reißen . . .“

„Möglich,“ meinte Halpert gelassen. „Die Baronesse ist lieblich genug, um Glück zu bringen.“

„Wahrhaftig, das ist auch meine Meinung. Aber — mir nicht, leider. Die Mutter will höher hinaus.“

„So? Wen hat sie denn ihrer Tochter bestimmt?“

„Wie kalt und blechern seine Stimme klang. Sich vorbeugend, damit man den Ausdruck seines Gesichtes nicht sehe, strich er mit dem kleinen Finger die Asche von der Zigarette ab.“

„Man sagt, der junge Graf Hochfeld bewerbe sich um Alida von Mehring, er soll bis über beide Ohren verliebt sein. Allerdings gehört er nicht zu den Geizreichen, aber — Titel und Reichthum decken vieles zu. — Du könntest mir das Bild der Baronesse zeigen, willst Du?“

Der junge Maler stand auf, drehte die Staffelei so, daß volles Licht auf das Bild fiel und zog das Tuch zurück.

Mit tiefem Seufzer wartete er auf des Freundes Urteil.

„Herrlich!“ sagte Horst nach langer Pause. „Ganz sie, ihr reizendes, verführerisches Selbst, die Augen mit dem tiefen, wie nach innen gerichteten Blick — Junge, wie könntest Du so dies engelgleiche Antlitz malen?“

Der Künstler antwortete nicht, sein Auge hing an dem Bilde. Da wendete sich Horst nach ihm um.

„Auch Du?“ stammelte er, alles begreifend.

„Nein,“ erwiderte Halpert barsch. „Ich nicht, ich wäre ein Narr, wie Du einer bist, Horst. Sie ist weder für Dich, noch für mich.“

„Sie ist für jeden rechtschaffenen Mann, der sie zu gewinnen weiß, Adeltiger oder Bürgerlicher,“ meinte Horst in ungewöhnlich ernstem Tone.

„Das ist also das „zu viel“ gewesen? Armer Junge, auch Du hast ein heiß empfindendes Herz in der Brust!“

Horst verabschiedete sich bald, ohne noch einmal auf das Bild und sein Original zurückzukommen.

Und Halpert mußte ihm Dank dafür. —

„Ein Graf! Titel und Reichthum decken vieles zu!“
Er wurde diese Worte nicht wieder los, sie verschlehten den Schlaf in seinen Nidern und nahmen ihm die Ruhe zur Arbeit. Selbst zu seiner Lieblingsbeschäftigung: das Bild gleichsam mit dem Herzen zu retouchieren, konnte er sich nicht aufpassen.

Endlich, am dritten Tage, entschloß er sich, einer Einladung, die er bereits abgelehnt, dennoch zu folgen, weil er wußte, daß er Baronesse Alida dort treffen würde. In seiner augenblicklichen Gemüthsverfassung suchte er ein Zusammentreffen mit ihr, das er vorher vermeiden wollte. Mit eigenen Augen wollte er sich überzeugen, ob Horst recht berichtet.

Er sah sie, reizender als je, inmitten einer Schar Herren. Halpert wollte grüßend vorübergehen. Alida, ihn erblickend, winkte ihm mit dem Fächer heran und reichte ihm die kleine Hand, über die er sich neigte.

„Sind Sie immer so ungesellig, Herr Halpert?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Oder gar Frauenverächter? Wissen Sie, daß jemand kürzlich sagte, Sie hätten das Gesicht eines zu Eis erkalteten Gottes und Ihr Herz müsse ebenfalls kalt sein. Wie finden Sie das?“

„Der Betreffende hat sich einen Scherz erlaubt,“ erwiderte Halpert lächelnd. „Heutzutage trägt man sein Herz nicht auf der flachen Hand spazieren.“

„Immer vorausgesetzt, daß man eines hat, nicht wahr?“ klang es herausfordernd zurück.

„Ja, vorausgesetzt, daß man es ihm nicht gestohlen hat,“ sagte er langsam und ernst.

Sie erröthete unter seinem Blicke. Die Achseln zuckend, rief sie: „Ach solche Dinge geschehen in unserer profanen Welt nicht mehr. — Ist mein Porträt nicht bald fertig?“

„Beinahe, Baronesse. Ihre Qual ist bald vorüber, übermorgen bedarf ich Ihrer nicht mehr.“ Er lächelte bitter und schmerzlich.

„O, Sie — Sie — dann ist morgen — die letzte Sitzung?“

Halpert grub die Zähne tief in die Unterlippe, der Ausdruck seines Gesichtes härtete sich, die Ähnlichkeit mit einem Steinbilde trat unverkennbar hervor.

„Ja,“ stieß er mühsam hervor, „übermorgen ist's — zu Ende.“

Er wendete sich hastig ab, als ein eleganter, junger Mann sich Alida näherte und ihr den Arm bot.

Halpert sah von weitem, wie jener sich um das junge Mädchen bemühte, sich zu ihr herabbeugte, er betrachtete die lächelnden Blicke der Anwesenden, als das schöne Paar vorüberauschte, und es war ihm, als bräche ihm das Herz. Er hatte es ja so gewollt, war gekommen, um zu sehen, und doch, er errug es nicht, es war zu viel. — — —

Zur bestimmten Zeit traf Alida mit ihrer Gesellschafterin zur letzten Sitzung ein.

Halpert hatte sich in der Gewalt, sich die äußere Ruhe in schlafloser Nacht erworben. Er glaubte fertig zu sein mit seinem Herzen. Als er jedoch ihrem Köpfchen zum letztenmale die Stellung gab, als er so nahe ihrem süßen Gesicht war, das heute seltsam und ungewöhnlich blaß erschien, mußte er alle Kraft aufwenden, um nicht aus der Rolle zu fallen. Es gelang ihm zu plaudern, während ihm das Herz blutete.

Und dann erklärte er das Porträt für vollendet.

Die junge Dame verließ ihren Platz, um es zu besichtigen.

„Sie haben geschmeichelt,“ sagte sie endlich mühsam, „das Bild ist weit schöner als ich bin.“

„Das ist nicht möglich,“ erwiderte Halpert ruhig. „Aber ich freue mich, daß es Ihnen gefällt.“

„Ich kann nicht sagen, wie sehr; ich wünsche Ihnen, Herr Halpert, alles Glück — allen denkbaren Erfolg — für immer.“

Halpert verbeugte sich dankend. Dann begleitete er die Damen bis zur Thüre. Alida gab ihm die Hand und bat:

„Sie kommen doch manchmal zu uns? Ich — ich möchte es so gern.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Baronesse,“ antwortete er, „aber ich fürchte, die Zeit fehlt mir zum Vergnügen. Sie wissen ja, es geht ums Brot. Leben Sie wohl.“

Das junge Mädchen öffnete die Lippen, um noch etwas zu sagen, schweig aber nach einem langen, forschenden Blicke in Halperths schmerzlich verzogenes Gesicht und ging.

Nun war es mit des Künstlers Fassung vorüber. Sich in das Atelier zurückwendend, sah er den Stuhl, auf dem sie gesessen, und daneben ein Paar Glacehandschuhe kleinster Nummer. Vor seinem geistigen Auge erschienen die kommenden, einsamen Jahre, die graue Zukunft — ohne sie — Die Handschuhe an seine zuckenden Lippen drückend, fiel er aufschluchzend neben dem Stuhle nieder, sein Gesicht auf den Sitz legend.

„Narr, der er war, Narr!“

Ein leises Geräusch riß ihn empor — Alida stand hinter ihm mit flammendem Gesicht und strahlenden Augen.

„Ich — ich wollte meine Handschuhe holen,“ stotterte sie und als er ihr dieselben reichte, umfaßten ihre zitternden Finger seine Hand und hielten sie fest.

Heiße Liebe brach aus ihren Blicken, durchbebte ihre Stimme.

„Sie — ach, Sie lieben mich auch! — Warum sagten Sie mir das nicht?“

„Wie durfte ich, o, wie durfte ich!“ rief er schmerzlich. „Ich habe weder Titel, noch Rang, noch Millionen — und die Kunst — geht — nach Brot . . .“

„Ich weiß — und — und — ach, ich kam nur zurück, weil ich — weil ich — Brot — so gerne esse . . .“

Halperths Hände streckten sich nach ihr aus. Als seine Lippen ihren hübschen Mund berührten, fühlte und mußte er, daß er das Glück seines Lebens in seinen Armen hielt.



Träumerei. Nach dem Gemälde von H. Volkmer.

Die Rivalen.

[Fortsetzung.]

Roman aus dem Leben von Max Kempner-Hochstädt.

[Nachdruck verboten.]

VIII.

Es war ein großer Abend, ein gewaltiger Triumph für Gonzales Baron Schneiders. Wenn er auch den ursprünglichen Plan der Höhlenforschung infolge des tragischen Ereignisses hatte aufgeben müssen, so hatte er doch zahlreiche hochwichtige Entdeckungen gemacht und die einschlägigen Wissenschaften enorm bereichert. Mit atemloser Spannung folgte das eleganteste Publikum Berlins seinen interessanten Ausführungen und belohnte ihn nun am Schluß seines Vortrages mit nicht endenwollenem Jubel und Beifallklatschen.

Ein Lächeln befriedigter Eitelkeit huschte über sein gebräuntes Antlitz, besonders, da er unter den Anwesenden Gerda bemerkt hatte, die in Begleitung ihres Vaters erschienen war, um noch einmal ausführlich Einzelheiten über den Tod Renees zu vernehmen.

Einen glühenden Blick sandte er ihr zu, doch sie wandte sich zu ihrem Vater, der heute wie verjüngt aussah und mit seinem Händeklatschen kein Ende zu finden schien.

Als der Saal sich zu entleeren begann und nur eine Anzahl gefeierter Gelehrter und Kavaliere sich um das Podium drängte, um dem kühnen Forscher die Hände zu drücken, wollte auch Herr von Hedberg diesem Beispiele folgen, doch Gerda hielt ihn zurück und wünschte sofort nach Hause zu fahren.

In der Ausgangstür stieß sie im Gedränge auf Roderich, der mit bitterem Lächeln zu ihr sagte: „Er heimst gleich die Lorbeern meines Bruders mit ein.“

„Es ist gut, daß ich Sie treffe,“ flüsterte sie hastig. „Der Baron teilte uns mit, daß er Ihnen den Nachlaß Ihres Bruders übergab.“

„Das stimmt!“ entgegnete Roderich, „leider fehlt Renees Tagebuch!“

„Das hat er uns auch schon gesagt. Doch es befindet sich noch ein anderer Gegenstand darunter, der ursprünglich mir gehörte, und dessen Rückgabe ich, Ihrer ritterlichen Gesinnung vertrauend, verlangen möchte.“

„Das ist selbstverständlich, daß Sie ihn mir nur zu nennen brauchen.“

„Bei seiner Abreise übergab ich Renee ein Medaillon mit meinem Bilde.“

„Ihr Medaillon befindet sich ebensowenig in Renees Nachlaß, wie sein Tagebuch.“

„Es ist fort?“ rief Gerda bestürzt, „das ist ja sehr merkwürdig.“

„Es ist sogar!“ wiederholte er nachdenklich.

In diesem Augenblick bemerkte sie, daß der Baron vom Podium herabgestiegen war und auf sie zuschritt, und so verabschiedete sie sich schnell von Roderich und eilte dem bereits draußen auf sie wartenden Vater nach.

„Kleine Kaze!“ murmelte er, „Du entrinnst mir doch nicht!“

Der alte Hedberg und Baron Schneiders waren unzertrennliche Freunde geworden. Sie ritten zusammen aus, kamen Arm in Arm in die Klubs geschlendert, besuchten vereint den Turf, und selten verging ein Tag, ohne daß Schneiders in die Behausung des Gutbesizers kam. Gerda merkte wohl, daß seine Visiten besonders ihr galten, doch sie behandelte ihn kühl wie immer, und je mehr er sich um sie bemühte, desto mehr zog sich ihr Wesen in sich selbst zurück.

Roderich dagegen, der ihr bei weitem sympathischer war, ließ sich fast gar nicht bei ihr blicken; sie war ihm jetzt noch teurer als früher geworden, und der Gedanke, daß sie nun frei war, ließ in ihm unbestimmte Wünsche aufsteigen, die sein Verstand als frevelhaft erkannte, und die er mit aller Energie zu unterdrücken suchte. Gerda kannte wohl seine Gefühle für sie und würdigte dieses Fortbleiben, das ihn in ihrer Achtung hob, obwohl sie seine Unterhaltung nicht gern entbehrte und sie nun niemand hatte, mit dem sie von dem teuren Toten sprechen konnte.

Mehrere Monate nach der Ankunft des Barons trat ein, was die wissenschaftliche Welt längst vorausgesehen hatte: Dem Baron Schneiders wurde in Anerkennung seiner Verdienste der Professorentitel verliehen.

Gerda stand gerade am Fenster und starrte gedankenlos hinaus, als ihr der neugebaute Professor gemeldet wurde.

„Mein Vater ist ausgegangen,“ empfing sie ihn kurz.

„Ich brauche Ihren Vater nicht bei dem, was ich Ihnen zu sagen habe,“ entgegnete er.

Gerda zuckte zusammen; sie empfand instinktiv, daß die nächsten Minuten eine unangenehme Auseinandersetzung bringen würden.

„Sie haben jedenfalls schon von meiner Rangerhöhung gelesen?“

„Ja!“ entgegnete sie kühl, „und ich gratuliere Ihnen.“

Der Baron trat langsam auf sie zu, indem er sie verzehrend anschaute.

„Und das ist alles?“ fragte er, die Stimme senkend. „Haben Sie kein anderes Gefühl für mich, als diese eisige Kälte? Wo sie doch schon längst bemerkt haben müssen, daß ich Sie liebe, Gerda, wahnsinnig liebe!“

Gerda war freidebleich geworden.

„Herr Baron!“ rief sie empört, indem sie einen Schritt zurücktrat und ihn mit hoheitsvollen Blicken maß. „Sie erlauben sich eine Sprache —“

„Es ist die Sprache der Liebe. Sie haben nun genug um den Toten getrauert. Nun tritt das Leben wieder in seine Rechte.“

„Nur in die Rechte, die ich ihm freiwillig gewähre.“

„Gerda, seien Sie nicht hartherzig! Meinen ganzen Reichtum leg' ich Ihnen zu Füßen, auf Händen will ich Sie durchs Leben tragen.“

„Ich verzichte darauf!“ entgegnete sie kurz.

„Warum stoßen Sie mich zurück?“ sagte er mit finsterner Miene.

„Quälen Sie mich nicht länger!“

„Den Grund will ich wissen!“ rief er ganz außer sich.

„Nun denn, wenn Sie es durchaus wissen wollen: Weil Sie mir zuwider sind.“ Und damit kehrte sie ihm den Rücken zu.

Schneiders schlug eine höhnische Lache auf.

„Haha! Das nenne ich doch ehrlich gesprochen! Also zuwider bin ich Ihnen? Nun, vielleicht kommt noch der Augenblick, meine stolze Donna, wo Sie mich für dieses Wort um Verzeihung bitten.“

Noch einen wütenden, raubtierähnlichen Blick warf er ihr zu, dann schritt er rasch hinaus und schlug die Thür hinter sich zu.

Eine Stunde später betrat Herr von Hedberg das Zimmer und ging direkt auf sie zu.

„War der Baron hier?“ fragte er, scheinbar gelassen, indem er sich in einen Sessel warf.

„Ja!“

„Er hat um Deine Hand angehalten?“

„Ja, Papa!“

„Nun, und Du?“

„Ich habe ihn abgewiesen!“

Des Alten Faust fiel schwer auf die Tischplatte nieder und er sprang empor, während die Hornesadern auf seiner Stirn mächtig anschwellen.

„Du hast ihn abgewiesen?“ fragte er schneidend. „Und um Deiner kindischen Launen willen soll ich mich ruinieren lassen?“

„Ruinieren?“ fragte sie befremdet.

„Ja, ruinieren!“ wiederholte er. „Und ich wäre es schon längst, wenn er mir nicht hilfsreich beigeprungen wäre. Du natürlich bist zu sehr mit Deinen egoistischen Angelegenheiten beschäftigt, um etwas von den Sorgen zu bemerken, die das Haupt Deines Vaters grau gemacht haben. So wisse, der angeblich reiche Herr von Hedberg stand direkt vor seinem Bankerott, das Wasser ging mir schon bis an den Hals, und gleich einem Ertrinkenden flammerte ich mich an einen Strohhalm — an die Rückkehr des Barons.“

Er kam, und mit edelmütiger Freigebigkeit schob er mir ohne Befinnen die enorme Summe vor, die ich brauchte. Ich danke ihm meine Existenz, meine Ehre, ja, sogar mein Leben, denn ich hätte die Schmach nicht ertragen. Du dankst ihm das Gleiche und ich hoffe, Du ziehst die nötigen Konsequenzen.“

Bei diesen Worten verließ er mit festen Schritten das Zimmer und überließ seine Tochter einer Flut von wirren, widersprechenden Gedanken und Empfindungen, als deren Resultat wilde Verzweiflung sich ihrer bemächtigte. Also das war der Grund des sonderbaren Benehmens ihres Vaters während ihrer ganzen Verlobungszeit! Sich sorglos im Besitz einer gesicherten Existenz wähnend, sah sie sich plötzlich von der Höhe herabgestürzt. Sie waren arm geworden, soeben hatte ihr das der Vater gestanden. Und nur um den hohlen Schein zu wahren, als wäre alles noch wie sonst, aus lächerlicher Furcht, es könnten die alten Freunde seines Wohllebens sich von ihm wenden, deshalb hatte er sich in die Hand dieses Mannes gegeben, den sie instinktiv hasste und verachtete? Und sie hatte der Vater zum Opfer erkoren? Sie sollte das Zahlungsmittel sein, eine weiße Sklavin, die an den Höchsbietenden verschachert wurde? O nein! Lieber in Armut leben und sich von der Hände Arbeit ernähren, als ein verhaßtes Joch tragen sein Leben lang!

Allmählich wurde sie ruhiger und gefaßter und bereitete sich entschlossen auf den schweren Kampf vor, der ihr bevorstand.

IX.

Und er begann.

Tagtäglich ließ der Vater entsprechende Aeußerungen fallen, die auf sie einzuwirken berechnet waren; er stellte ihr den Charakter

des jungen Professors in hellstem Lichte dar und pries in überschwenglichen Worten das Glück einer Ehe, die auf Wohlstand, gleichem gesellschaftlichem Niveau und gleichem Bildungsgrad gegründet war. Sie widersprach nicht, da es ihr wehe that, dem alten Mann auf einen Schlag jede Illusion zu rauben und sich in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu ihm zu stellen. Sie hoffte auf Rettung. Aber woher sollte diese kommen?

Der Baron ging im Hause nach wie vor aus und ein und that so, als wäre nicht das geringste zwischen ihnen vorgefallen. Er machte keinerlei Anspielungen mehr auf seine Wünsche und Hoffnungen, doch desto mehr erzählten seine Blicke von dem, was in seiner Seele vorging. Und so sehr ihr auch seine Gesellschaft zuwider war, sie mußte sie um des Vaters willen ertragen.

Und als die Tage fortschritt, ohne daß er dem erstrebten Ziele näher kam, sah sie ihn allmählich ungeduldiger und nervöser werden. Und auch der Vater wurde wieder mürrisch und verdrießlich, der Baron schien ihn insgeheim zu drängen und ihn daran zu mahnen, daß er in seiner Hand sei.

Näher und näher rückte die Stunde, in der vor einem Jahre der Herrliche von ihr Abschied genommen hatte. Da machte sie eines Tages eine merkwürdige Entdeckung. Der Baron hatte alle Erlebnisse seiner Reise niedergeschrieben und das Werk einem süddeutschen Verlag überlassen.

Ein mit besonderem Prachtband geschmücktes Exemplar hatte der Baron dem Hedbergischen Hause dediziert und Gerda fand einen eigentümlichen Genuß in der Selbstpeinigung, durch die Lektüre des Buches immer wieder den alten Gram um den Verlorenen aufzustacheln. Bei einer gewissen Stelle, in der von den gemeinsamen Vorbereitungen der Forscher vor dem Abmarsch ins Innere die Rede war, schoß ihr plötzlich wie ein Blitzstrahl der Gedanke durch den Kopf: Das mußt Du schon irgendwo gelesen haben.

Und je länger sie daran dachte, desto klarer wurde es ihr. Die Worte kamen ihr so bekannt vor, doch vergeblich zermartete sie sich das Gehirn, sie warf das Buch hin und suchte ihren Geist, des Nachdenkens müde, auf andere Dinge zu lenken, doch immer wieder kehrte er zu der einmal gefaßten Idee zurück.

Und plötzlich wurde es in ihrer Seele Licht; in nervöser Hast stürzte sie an ihren Schreibtisch, riß die Briefe Renees heraus und durchflog sie Zeile für Zeile mit brennenden Augen. Und endlich kam sie zu dem letzten. Wichtig, da stand es: Er machte ihr Mitteilung von seinem Tagebuch und schickte ihr einen Auszug daraus. Und nun verglich sie jene Stelle in dem Buche damit, und die Pulse begannen ihr zu fiebern. Ein Gefühl unsagbarer Angst durchzitterte ihren Körper und vor den stummenden Augen tanzten die Buchstaben! Wort für Wort, wie er es niedergeschrieben, so stand es in dem Werke des Barons.

Hier gab es nur eine Lösung des Rätsels: Das Tagebuch befand sich in seinen Händen und er hatte es für seine Arbeit wörtlich benutzt. Er hatte einen Diebstahl an dem Toten, an seinen Erben begangen; er war ein Dieb seiner geistigen Arbeit und seines Gelehrtenruhmes.

Im ersten Moment der furchtbaren Entdeckung wollte sie Lärm

schlagen und dem falschen Ehrenmann die Maske vom Gesicht reißen, doch sie besann sich eines besseren; allein konnte sie wider einen solchen Gegner nichts ausrichten, denn würde das für die andern vollgiltiger Beweis sein, wovon sie schon unumstößlich überzeugt war?

Sie brauchte einen klugen, scharfsinnigen Genossen, und wer hatte hier ein größeres Interesse an der Erforschung der Wahrheit als der Bruder des Toten?

In acht Tagen war das Jahr um. Dann sollte sie nach seinem Willen jenes hinterlassene Schreiben in Roderichs Gegenwart öffnen, und so lange beschloß sie zu warten.

Wieder trafen sie sich an der bewußten Stelle des Tiergartens. Roderich in begreiflicher Aufregung, da sie ihn völlig im Unklaren gelassen, was sie von ihm begehre.

Stumm reichten sie sich die Hände. Dann ergriff Gerda das Wort und sagte mit zitternder Stimme: „Heute ist es gerade ein Jahr her, daß Renee von uns zog.“

„O, ich weiß es leider nur zu wohl.“

„Hier diesen Brief,“ fuhr sie fort, „übergab er mir vor seiner Abreise mit der Bestimmung, ihn nach Jahresfrist in Ihrer Gegenwart zu öffnen. Ich ehre hiermit den Willen des geliebten Toten. Hören Sie!“

Sie entnahm das Schreiben dem Kuvert, entfaltete es und las, während ein konvulsivisches Schluchzen beinahe ihre Worte ersticke:

„Heißgeliebte Gerda! Wenn Du diese Zeilen zu Gesicht bekommst, bin ich nicht mehr. Dann ruhe ich im brennenden Sande der afrikanischen Wildnis von den Beschwerten dieses Lebens aus, und zum letzten mal dringt über den Ozean meine Stimme zu Dir herüber. Ich habe Dich geliebt, so heiß, so innig, wie nichts auf dieser Welt. Du warst das größte Glück meines Lebens, mein ein und alles. Doch da ich nun nicht mehr bin, so flehe ich Dich an, Deine Trauer um mich zu enden. Ich lasse Dir einen Teil meines Geistes und meiner Gestalt in meinem Bruder zurück. Ich weiß, daß er Dich abgöttisch liebt, wie ich, und er hat den Vorzug vor mir, er lebt. Er ist ein hochherziger, treuer Mensch, und ich könnte Dich in keiner besseren Gut wissen als in seiner. Und sollte mein letzter Wunsch erfüllt werden, daß Ihr beide vereint durchs Leben wandelt, so segne ich Euren Bund über das Grab hinaus. Lebe ewig wohl! Dein bis in den Tod getreuer Renee.“

Die letzten Zeilen las sie lautlos. Doch sie mußte den Wunsch des Toten erfüllen, und so reichte sie Roderich das Blatt.

Bestürzt las er es zu Ende. Alle jene wilden Wünsche, die er als frevelhaft verdammt, sie waren durch das edle Wort des Bruders mit einem Schlage geädelt und ihres Unrechts entkleidet. Seine Leidenschaft war legitimiert, und er durfte sie frei bekennen.

Er sah die Geliebte schon von der Seite an; sie hielt den Blick zu Boden gerichtet und schien fassungslos. Dann erhob sie die müden Augen und sagte traurig lächelnd: „Sie sehen, Roderich, was er von mir verlangt. Und obwohl sich mein Geist wohl nimmer ganz an diese Wendung der Dinge gewöhnen wird, so ist doch der letzte Wunsch Renees für mich ein heiliges Vermächtnis, das ich hochhalten will. Ich bitte, Roderich, lassen Sie mir Zeit, mich daran zu finden.“

[Schluß folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Nachepuppen. Bei zahlreichen Völkern hat sich aus der Zeit einer primitiven Kultur der Brauch der Nachepuppen erhalten, der auf der Vorstellung beruht, daß das auf den Namen eines Menschen getaufte Abbild mit dem Originale durch das magische Band der Sympathie verbunden sei, und daß, wenn man seinem Feinde schaden wolle, man die seinen Namen führende Puppe mißhandeln, foltern und quälen müsse. Dieser Brauch, der noch heute in Japan, Schottland, Spanien und anderen Ländern gehandhabt wird, wurde auch im alten Griechenland gepflegt, wo dieser Puppenzauber die engste Berührung mit den Fluchtafeln hatte. Originale solcher Nachepuppen kannte man bei der Vergänglichkeit von Wachs, Lehm und Charia bis vor kurzem nicht. Nun ist aber neuerdings eine Bleifigur gefunden worden, die der Breslauer Archäologe R. Wünsch im „Philologus“ für eine solche „antike Nachepuppe“ erklärt. Dargestellt ist ein Jüngling, dessen Kopf durch einen Messerschnitt gemaltsam vom Rumpfe getrennt ist. Arme und Beine sind nach rückwärts gebogen und mit starken bleiernen Banden gefesselt. In Brust und Unterleib sind zwei eiserne Nägel eingeschlagen. Der Fund stammt aus einem antiken Grabe Attikas. Der einzige figurliche Fund, der sich diesem attischen an die Seite stellen läßt, und der auch hellenischen Ursprungs ist, wurde gleichfalls vor kurzem gemacht, und zwar bei den Ausgrabungen, die der „Palestine Exploration Fund“ zu Tell-Sundahannah vornehmen ließ. Dort, wo einst ein starkes hellenisiertes Städtchen Palästinas gelegen hat, wurden 16 kleine Bleifiguren gefunden, die gefesselt waren. Der glückliche Finder, Mr. Bly, hielt diese Gefesselten für „Figures of Captives“. Die richtige Deutung dieser Figuren als „Nachepuppen“ hat bereits Clermont-Ganneau gegeben. Die Zeugnisse für diesen alten Brauch muten recht naiv an. Aber sind die Figuren krasser Tendenzstücke, theatralischer Pamphlete, in dem bestimmte Personen in effigie gerichtet werden, etwas anderes als — Nachepuppen?

Eine ganze Bettlerprovinz wurde vor kurzem von den Landschaftsstatistikern des Bezirkes Matarjew, Gouvernement Kojroma, „entdeckt“.

Die Bauern des genannten Bezirkes kamen durch Missernten und mangelnde Beschäftigung in eine so elende Lage, daß sie zum Bettelstab greifen mußten, sich dann aber an diese Art, sich durchs Leben zu schlagen, gewöhnten und die Bettelerei nunmehr gewerbmäßig betrieben. Vier bis fünfmal im Jahre zieht die ganze Bevölkerung, alt und jung, die Frauen mit ihren Säuglingen auf dem Arm, zu Pferd oder zu Fuß, nach allen Himmelsrichtungen des weiten Reiches auf „Erwerb“ aus. Meistens gehen sie nach dem getreidereichen Gouvernement Wjaska. Im Herbst nach eingebrachter Ernte, in der großen Fastenzeit und zu Anfang der Nischnij-Nomgorod-Messe, wohin die freigebige Kaufmannschaft aus ganz Rußland zusammenströmt, sind die günstigsten Zeiten für das Bettelgewerbe. Im frühen Frühling ziehen die Bettler unter dem Vorwande, daß sie sich in die Städte Wolga-aufwärts zum Eisbrechen und Füllen der Keller mit Eis begeben, in die Fabrikzentren. Jeder Ausmarsch dauert gewöhnlich bloß zwei bis drei Wochen. Die Bettler zu Pferde sammeln ganze Wagen mit Brodstücken, die in den nächsten Dörfern zum Füttern des Viehes sofort wieder verkauft werden. Die zu Fuß Wandernden sammeln das Brot in Säcken und verkaufen diese vollgefüllt oft mehreremale im Tage. Beide kehren mit barem Gelde in den Taschen, des Destieren in hohem Betrage, nach Hause. Da werden dann die Steuern und Abgaben, wie auch die Schulden bezahlt und der Rest wird verjubelt. Die Jahreseinnahme eines solchen Bettlers beläuft sich gewöhnlich auf 200—300 Rubel, was für die russischen Bauern eine ungeheure Summe bedeutet.

Die Vergesslichkeit der Londoner ist enorm. So wurden nach einer amtlichen Aufstellung im vergangenen Jahre in Droschken, Omnibussen und so weiter 850 Spazierstöcke, 19 000 Regen- und Sonnenschirme, 267 Umschlagtücher, 742 Öpengläser, 926 diverse Summen, 180 Uhren, 3239 Geldtaschen, verschiedene Hunde, Vögel, Banknoten und — Raben zurückgelassen. Verwunderlich erscheint bei den Ziffern, weshalb Leute die Uhr aus der Tasche ziehen, um sie in einem Gefährt liegen zu lassen, oder wie man sich mit vier- oder zweifüßigem Getier, wie Raben, Vögel und dgl. auf die Straße zu begeben vermag.

Unsere Bilder.

Vollwichtig. Der Herr Förster wiegt seinen jungen Hund, der in diesem Jahre abgeführt werden soll, um dann der stete Gefährte seines Herrn auf der Hasen- und Hühnerjagd zu sein. Als ahne er seine zukünftige Wichtigkeit, sitzt Nimrod auf der Wagschale und blickt mit souveräner Verachtung auf den in einer entfernten Stubenecke schlummernden Dadel. „Fünfzehn und ein halbes Pfund,“ sagt schmunzelnd der Förster, und sein Hund schaut ihn dabei, im Bewußtsein seiner Vollwichtigkeit, stolz und glücklich an.

Graf Tolstoi am Pfluge. Ein eigenartiges Doppelwesen lebt in diesem hervorragenden Dichter, dessen Werke die weiteste Verbreitung gefunden haben, aus denen aber auch gleichzeitig ein treues Abspiel seines Seelenlebens sich ergibt. Tolstois gesammelte Werke haben in seinem Vaterlande zahlreiche Auflagen erlebt und ihm große Einnahmen gebracht, nichtsdestoweniger verachtet er es, von diesen allein zu leben, auf seinem Gute Jasnaja Polnaja konnte man den greisen, aber urkräftigen Geistesheroen noch vor nicht zu langer Zeit hinter dem noch in Rußland gebräuchlichen, primitiven Holzpflug hergehen sehen, an seiner linken Seite das Pferd, welches die gleich folgende und ebenso einfach konstruierte Egge zieht, wie er in Gemeinschaft mit seinen Knechten seine ausgedehnten Ländereien bestellte. Die Eigenart Tolstois hat gar viele Gelehrte und Schriftsteller gereizt, sich eingehend mit ihm zu beschäftigen und existiert eine weitverzweigte Literatur über diesen großen und bekanntesten russischen Dichter.

Gemeinnütziges.

Schüsselspeise von Kalbsbratenresten. Kalbfleisch, das in der Vorfrühzeit von trefflichster Beschaffenheit ist, giebt meist den beliebtesten Sonntagsbraten der bürgerlichen Küche, dessen praktische Restverwendung der Hausfrau sehr am Herzen liegt. Die folgende Schüsselspeise ist ungemein einfach herzustellen und dabei von trefflichem Wohlgeschmack. Man kocht dazu Kartoffeln in der Schale, schält sie und schneidet sie in Scheiben. Ebenso zerteilt man die Reste des Kalbsbratens in feine Scheiben, während man die Bratenauce, die noch übrig geblieben ist, mit brauner Mehlschwitze, einer geriebenen Zwiebel, etwas Zitronensaft, Pfeffer, einer großen Messerspitze Liebig's Fleischextrakt, mehreren Löffeln saurer Sahne und etwas Wasser zu pikanter, sämiger Beschaffenheit bringt. Die Bratenscheiben läßt man rasch in der Sauce heiß werden, aber nicht kochen, dann schiebt man auf runder Schüssel abwechselnd Kartoffel- und Bratenscheiben bergförmig auf, füllt den Rest der Sauce gleichmäßig über die Speise, und bestreut die Oberfläche mit geriebener, mit Käse vermischter Semmel. Zuletzt träufelt man etwas Butter über die Speise, stellt sie zehn Minuten in einen heißen Bratofen und giebt sie auf der Schüssel mit kleinen eingemachten Gurken oder einem beliebigen grünen Salat zu Tisch.

Unangenehmer Zwischenfall.

A.: „Wie geht es denn Ihrem Vetter Oskar?“

B.: „Ja, wissen Sie denn gar nicht, was dem neulich zugefallen ist?“

A.: „Sie erschrecken mich; ich weiß bloß, daß er vor einigen Wochen nach Karlsbad gefahren ist.“

B.: „Ja, er sollte dort eine Kur durchmachen. Der Brunnen bekam ihm auch Anfangs ausgezeichnet. Da eines Tages ist er Pflaumen, noch dazu unreife, und dabei verschluckt er einen Kern. Davon bekommt er eine Blinddarmentzündung, daran ist er gestorben, und das hat ihm die ganze Kur gestört!“

Nachtleben im Hochgebirge.

Reisender (zum Hotelbesitzer): „Wie können Sie mir bereits vergebene Betten zum Schlafen anweisen?“

Hotelbesitzer: „Wieso denn?“
Reisender: „Sie hatten doch das Bett zweimal vermietet: einmal an die Wanzen und einmal an mich!“

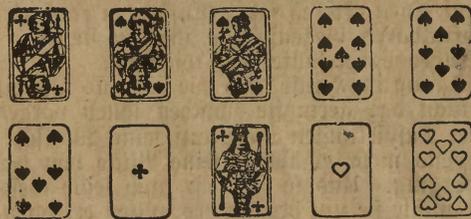
Der Sonntagsreiter.

„Was, schon wieder zurück vom Spazierritt?“

„Ja, mein Gaul hat ein Eisen verloren, und, das sucht er jetzt!“

Nachtsch.

1. Skataufgabe.



Auf obige Karte spielt Mittelhand Pique-Solo. Die Gegner kommen auf 60 Augen, obwohl der Spieler in Kreuz schneiden kann, und im Skat 14 Augen liegen. Wie sind die Karten verteilt und wie ist der Gang des Spieles?

2. Rätsel.

Mit **au** ist's eine Pflanzenart,
Mit **o** im Beutel, **o** wie hart!
Mit **e** kann ich's in Bayern zeigen,
Mit **ai** ist es den Fischen eigen.

3. Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 eine Klasse des Linnéschen Pflanzensystems,
1 3 4 10 2 11 eine Insel,
8 7 8 9 10 9 11 6 11 ein griechischer Held,
4 8 11 8 9 8 eine Landenge,
9 6 11 8 1 6 eine Stadt in Italien.

4. Buchstabenrätsel.

Vor grauen Zeiten ward manch Leben
Durch mich dem Tode übergeben,
Erflehte man der Götter Günst; —
Doch raubst Du mir ein einzig Zeichen,
Wird jener finstre Brauch entweichen
Vor einer Schöpfung edler Kunst.

Lösung der Aufgabe in voriger Nummer.

1. Ein Tag ist bald entgangen
Wir sehn und sehn ihm nach:
Es reget sich Verlangen,
Doch nimmer kehrt der Tag.

Dann müßt ich fester stehen,
Umfaßten meine Zeit,
Und festlich sie begehen
Mit Ruh und Sicherheit.

So seh ich oft die Stunden,
Die mir noch künftig sind,
Schon nebelhaft verschwunden,
Entlohn wie Flut und Wind.

Umsonst, die Tage eilen,
Ich steh in volldem Rad;
Wohlauf es giebt ein Weilen,
Es ist die eilende That.

2. Erbreich.
3. Geistesreich, gestreich.

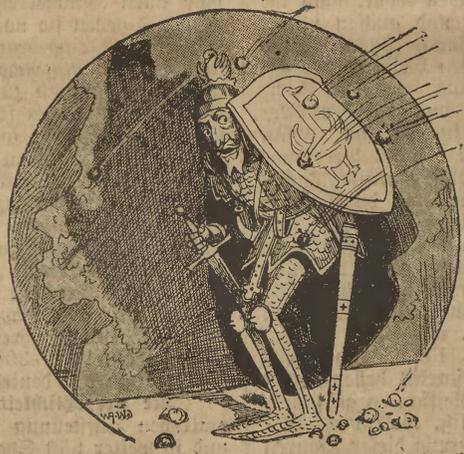
Lustiges.

Ihre Sorgen.

„Also jetzt kommst Du nach Hause, Frau? . . . Derweile sitze ich hier und warte auf das Essen und muß das Kind besorgen, und obendrein soll ich einen Roman schreiben!“

„Ja, ja, Eduard, ich verstehe, aber denke doch, ich war bei der Schneiderin! . . . Drei Stunden haben wir allein gesucht, bis wir die passende Farbe für das neue Kostüm fanden, und dann das Maß nehmen und Beraten wegen der Garnierung — wirklich, Männchen, ich bin total erschöpft!“

Der wahre Grund.



Fremder: „Weshalb geben Sie eigentlich so häufig den Hohenegrin?“

Schmierendirektor: „Weil das die Lieblingsrolle meines Geldtenors ist . . . in der Rüstung ist er nämlich am besten gegen faule Leppel geschützt!“

Er kann alles.

In einer kleinen Landstadt hat ein Registrator eine Anzahl trefflicher Gedichte vorgetragen und wirkungsvoll mit Goethe's „An den Mond“ geendet. Noch voll von der Schönheit dieses letzten Stückes, wendet sich ein anwesender Oberamtmann, der mit seinem Inspektor zu dem Vortragabend nach der Stadt gekommen ist, an diesen mit den Worten: „Nun, Havermann, was sagen Sie dazu? So etwas könnten wir doch beide nicht zustande bringen!“ Darauf der Andere mit einiger Entrüstung: „Na, wenn ich mir gut üb', Herr Oberamtmann!“

Treffende Diagnose.

Der neue Arzt: „Aufrichtig gesagt, gnädige Frau, was Ihnen fehlt, ist mir rätselhaft; ich kann Sie höchstens einige Monate ins Bad schicken!“

Patientin (aufatmend): „Na, da haben Sie's ja gleich!“

Trügerische Hoffnung.

Fremder (der irrtümlicherweise mittags in ein vegetarisches Restaurant geraten ist): „Obstsuppe, Gemüse, und wieder Obst? . . . hoffentlich giebt's wenigstens als Dessert eine Wurst!“